

Kabine No. 11.

Roman von Oskar Z. Schwerner.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

An ihn wandte sich nun der Kapitän.
„Monieur Pitrou, reisen Sie nach Costarica?“
„Nein. Ich bleibe in New York.“
„Sind Sie der Vertreter einer französischen Eisenbahngesellschaft?“
„Herr Kapitän, ich weiß nicht, was hier vorgeht. Ich werde hierher zu einer Verhandlung gerufen, von der ich kaum etwas verstehe; ich entnehme ihr ungefähr, daß es sich um einen Diebstahl von Papieren in Herrn Könnedes Kabine handelt, und jetzt scheint's mir beinahe, als ob man mich verdächtigen wollte.“
„Niemand verdächtigt Sie, Monieur Pitrou. Ich bitte, das nicht zu vergessen. Ich frage Sie nur so im allgemeinen. Wieß May Bostoff beschaffen? Sie reisen nach Costarica. Sie seien der Vertreter einer französischen Eisenbahngesellschaft. Sie hätten es namentlich darauf abgesehen, Herrn Könnede möglichst unangenehm zu werden; Sie sollen ihr Verbrechen begünstigt haben. Monieur Pitrou, haben Sie herabgelassene Briefe mit Könnede gesprochen?“
„Keine Silberne Kiste!“ bezeugte Pitrou. „Wir haben nur von Liebe gesprochen.“
Die Anwesenden konnten sich eines Rächels nicht erwehren.
„Wieß Bostoff — wenn Ihnen Ihre Freiheit lieb ist, sagen Sie die Wahrheit. Ihre Erzählung von gestern Abend war erfunden. Ja?“
„Mit roten Wangen nickte May Beantwortung.“
„Nur erfunden, um den Verdacht auf Monieur Pitrou zu lenken?“
„Es war ein Schuß ins Dunkle,“ antwortete Tuder an May's Stelle.
„Zweifeln?“
„Weil wir uns nicht denken konnten, der sonst noch in Betracht kommen konnte.“
„Also, dann haben Sie wirklich nicht?“
Der Kapitän sprach es mit der Betonung höchsten Erstaunens. Bis jetzt hatte er immer noch geglaubt, daß Tuder und May lügen. Nun fing er aber langsam an, ihnen Glauben zu schenken.
„Ich kann nur verstehen, daß wir wirklich keine Ahnung haben, wer den Diebstahl begangen hat,“ sagte Tuder ruhig.
„Aber den Schmutz der Gräfin haben Sie in die Kabine Könnedes geschmuggelt. Das verstehen Sie ein?“
„Jawohl — das ja. Aber weiter wissen wir wirklich nichts.“
„Man sah sich ratlos im Kreise um.“
„Dann haben Sie auch nicht die Nachabdrücke an den Schlössern meiner Kabine angefertigt?“ wollte Könnede noch wissen.
„Nein. Wir haben nichts weiter getan, als das, was wir hier gefordert haben. Wir hatten die Pflicht, uns Ihrer Papiere zu bemächtigen. Sie ist aber vollständig unfruchtbar.“
„Damit war die Untersuchung auf einem toten Punkt angelangt. Man stand vor einem völlig unlosbaren Scheitern.“
In diesem Moment wurde Gräbert aus der Unterdrückung heraus zu der eigenartigen Zulanka gerufen. Und nun war er mit ihr bis vor die Kajüte des Kapitäns gelangt. Dort machte er halt. Er nahm sie nicht in die Kajüte mit hinein, wo die Untersuchung stattfand, sondern ließ sie in eine der kleinen Nebenabteilungen eintreten, und dort wartete.
„Der Herr Kapitän ist jetzt beschäftigt. Bald wird er Zeit haben, und dann wird er hier herankommen oder Sie zu sich rufen lassen. Sehen Sie sich hin und warten Sie ganz ruhig.“
„Damit wollte Gräbert die Kabine wieder verlassen. Doch dem Mädchen wurde es plötzlich ängstlich zumute; sie fürchtete sich allein in dem Raum. Sie klammerte sich an den Arm des Offiziers.“
„Könnte ich nicht gleich mitkommen zum Herrn Kapitän?“
„Nein. Ich sagte doch, der ist beschäftigt. Aber wenn Sie mir sagen könnten, um was es sich handelt — das wäre natürlich besser. Dann könnte ich es ihm erzählen, und wenn es sehr wichtig ist, kommt er vielleicht gleich her. Anders geht das nicht.“
„Ich — ich will dem Kapitän etwas geben.“
„Etwas geben?“
„Da suchte eine zitternde Hand zwischen den Falten ihres Rockes und holte eine Papierrolle hervor.“
„Gestern Abend, wie ich zu Gott betete, er möchte mir eine Mitgift schicken für meinen Brautgarn in New York, da kam dieses vom Himmel stürzende Ferkel geflogen. Es ist die Mitgift für meinen Brautgarn. Ich weiß es. Und ich wollte es dem Kapitän geben, damit er mir meine Mitgift gebe.“
Gräbert verstand von dieser sonderbaren Rede nichts. Er blickte auf die Papierrolle — band sie schließlich auf, und dann fuhr er wie von einer Zantantel gefoltert zurück.
„Auf den ersten Blick hatte er erkannt — das waren die gestohlenen Papiere.“

Das Mädchen bei der Hand nehmen und mit ihm schleunigst in die Kapitänskajüte hineinziehen, in der alles wortlos herumstand und sich darüber den Kopf zerbrach, wer der Dieb der Papiere sein möchte, war das Wort einer Sekunde. —
Zulanka hatte ihre Geschichte erzählt — Könnede die Papiere als die seinen erkannt.
„Ist es meine Mitgift?“ fragte Zulanka.
„Die ist es gewiß, Zulanka,“ sagte Könnede.
„Und wieviel?“
„Es sind fünftausend Mark. Der Herr Kapitän wird sie Ihnen am Ende der Reise ausgeben.“
Das Mädchen sprach vor Freude in die Luft und klatschte mit den Händen.
„Welch Glück! Fünftausend Mark! Welch Glück!“
Und sie wollte dem Kapitän, Könnede, allen Anwesenden die Hände schütteln. Alle hatten die größte Mühe, sich ihrer zu erwehren. Doch endlich war sie hinausgeschafft mit ihrem Glück. Man konnte zu der Unterdrückung zurückkehren; zu der Frage: wie hängt dies alles zusammen?
Die beiden Detektives fanden mit Leichtfertigkeit die Lösung des Rätsels.
„Es kann nur ein Koffer in Frage kommen; ein Koffer aus Petersburg. Denn die Papiere sind, wie Sie sehen, mit einem aus einem russischen Geschäft stammenden Bindfaden zusammengeknüpft.“
„Das leuchtet ein. Es brauchte nicht unbedingt beweiskräftig zu sein; jemand konnte zufällig einen solchen Faden besitzen. Ich auch vielleicht zur Freiführung benutzt haben. Aber wahrlich, wie das alles nicht.“
„Die Zwischenredet würden einen solchen Faden überhaupt nicht besitzen, ganz abgesehen davon, daß sie niemals die Kajütenräume betreten können. Es kann sich hier also nur um einen Passagier der ersten, vielleicht der zweiten Kajüte handeln. Wie viel russische Passagiere haben wir an Bord?“
„Sehen wir uns erst einmal die erste Kajüte an,“ meinte Könnede.
„Und da stellte es sich heraus, daß ein einziger russischer Passagier erster Klasse auf dem „Gäjar“ war. Alle klappten bei der Nennung seines Namens.“
Könnede schüttelte den Kopf.
„Könnte das möglich sein?“
Doch Tuder rief aus:
„Haha, Bergmann! Richtig! Eine russische Firma soll ja auch tonkurieren.“
Da befahl der Kapitän, auch Bergmann zu rufen. Gräbert wollte zwar zur Vorfrist mahnen, Bergmann war aber wütend geworden. Er wollte schon einiges riskieren, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen.
„Guten Tag, meine Herren! Herr Kapitän, Sie haben mich rufen lassen? Was verhofft mich die Ehre?“
Die Papierrolle war in seinen Händen, die in dem verästelten Bindfaden herum. Der Kapitän trat dicht vor den Puffen hin. Mit einer plötzlichen Bewegung zog er die Rolle aus der Brusttasche seines Rockes.
„Herr Bergmann, diese Papiere haben Sie gefahren verloren.“
Der Mann wurde blaß und rot und taumelte, wie von einem Schlag getroffen.
„Die — die — habe ich ja gestern ins Meer geworfen.“
Es war eine eigentümliche Unterredung, die nun in der Kajüte des Kapitäns folgte und sich über eine Stunde hinzog. Eine Unterredung, die alles klärte, und aus der der Vertreter der deutschen Firma mit hoch erhobener Stimme hervorging. Eine Unterredung, die in den Schlussworten Könnedes ausklang. Er sagte:
„Meine Herren. Im Grunde genommen sind Sie mit Ihrer Klugheit doch höchst ungeschickt zu Werke gegangen. Für Sie, Herr Bergmann, müßten Ihre Auftraggeber, die Petersburger Eisen- und Stahlwerke, einen geschickteren Vertreter finden; wenigstens einen, der wenn er Abschied von Schloßern macht, nicht kleine Wachstüchlein zurückläßt. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich von Ihrem Versuch, meine Schlüssel nachzufinden, schon gewußt habe, seit Sie jene Abdrücke gemacht haben. Sie wußten sich, daß ich trotzdem die Papiere in dem Schubfach ließ? Nun, dafür wird Ihnen Erklärung werden. Die Rail Road Works in London haben sogar mit zwei Segnern operiert. Wenn man aber Monogramme schickt, so darf man das entscheidende Wort nicht verflümmeln. Und Ihnen, Monieur Pitrou, möchte ich sagen, daß man mit großen Worten nicht allzu sehr um sich werfen soll, namentlich, wenn man so harmloser Natur ist, wie Sie es in der Tat sind. Sie haben sich aus Bräberei für einen Ingenieur ausgegeben — Sie sehen, wohin das führen kann. — Und nun, meine Herren, ein letztes Wort. Sie hätten sich Ihre ganze Arbeit sparen können. Sehen Sie diese Papiere? — Nun, ich schenke sie Ihnen!“
„Herr Kapitän, müssen wir dies mit annehmen?“ fragte Tuder.
„Das müssen Sie unbedingt, meine Herren. Ich behalte darauf.“

„Ich schenke sie Ihnen!“ wiederholte Könnede. „Es sind Papiere — zum Stehlen gemacht. Eigentlich hätte ich sie Ihnen einfach lassen können — hätte mir damit nur was Gutes angetan. Aber schließlich ist ich doch neugierig, wer die „lieblichen“ Mitreisenden sind, die sich so lebhaft für meine Pläne interessierten. Und dann erzählte mir der Herr Kapitän von dem Schmutz, der in meiner Kabine gefunden wurde. Da mußte ich natürlich bis zu Ende gehen.“
„Wie meinen Sie — schenken?“ fragte Bergmann ted.
„May Bostoff blickte zu Boden. Tuder hatte dem Sprecher den Rücken gewandt. Pitrou stand da, wie jemand, der nicht recht weiß, wie ihm geschieht.“
„Ich meine, was ich sage. Die Papiere, die für San José bestimmt sind — die sind längst in den Händen des Präsidenten von Costarica.“
Da fuhr Tuder herum.
„Statt jeder Antwort wandte sich Könnede an Kapitän Bergmann.“
„Herr Kapitän — ich bin fertig.“
„Dann, meine Herren, habe auch ich nichts mehr hinzuzufügen. Ich habe Ihnen Straffreiheit versprochen — dabei bleibt es. Ich bitte Sie aber, nie mehr mit einem Schiff, das ich kommandiere, zu fahren. Für Monieur Pitrou gilt dies natürlich nicht — den bitte ich um Entschuldigung für die kleine Unannehmlichkeit, die er hat durchmachen müssen. Und nun empfehle ich mich, meine Herren.“
May Bostoff, Bergmann und Tuder, die nicht der Kapitän die Hände schütteln ließ, an, den Raum zu verlassen, als Könnedes Stimme sie noch einen Moment festhielt.
„Noch ein Wort — Sir Alfred Tuder,“ er betonte das Wort „Sir“ — „ich habe eine hohe Wette mit Ihnen gemacht, ob „Gäjar“ oder „Olympic“ zuerst in New York ankommen wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich diese Wette für sich erkläre. Sie werden es mir nicht zumuten, sie mit Ihnen auszutragen.“
Tuder zuckte mit den Schultern, schmalzte mit Daumen und Zeigefinger und ging. Die anderen folgten ihm. Pitrou, der zuletzt sich entfernen wollte, wurde noch einen Moment vom Kapitän zurückgehalten.
„Mein lieber Monieur Pitrou, Sie sind mir doch nicht böse?“
Und der Franzose hatte den Takt, zu erwidern:
„Ich bin Ihnen im Gegenteil dankbar, Herr Kapitän, daß Sie mich von einem bösen Verdacht befreit haben.“
Die Passagiere des „Gäjar“ haben alle erfahren, was sich hinter den Kulissen zutrug. Dagegen gab es zur großen Freude aller am nächsten Tage zwei Verlobungen, die beide eines romantischen Momentes nicht entbehrten. Denn in beiden Fällen war die Braut direkt, wenn man sich so ausdrücken darf, aus ihrem Dienst — wegverlobt worden. Gertha von Girsdorf gab ihre Stellung bei der Gräfin Jachy auf und verlobte sich mit Erich Könnede, und die schöne Schwester May Bostoff verlobte sich mit „Sir“ Alfred Tuder. Nun hatten sich Kapitän und Erster Offizier nicht mehr darüber zu beklagen, daß die Passagiere nicht gemüthlich miteinander verkehrten — war doch plötzlich jowiel Gesprächsstoff vorhanden. Dazu kam das Wettgespräch zwischen „Gäjar“ und „Olympic“. Es kam, wie Kapitän Bergmann versprochen. Der „Gäjar“ blieb vom vierten Tag an im Vorrang. Könnede wurde von allen Seiten beglückwünscht, denn daß die Wette abgefallen war, ahnten die Passagiere natürlich nicht. Die Deutschen erlebten schließlich die Segnung, den „Gäjar“ drei Stunden vor der „Olympic“ unter großem Jubel an der Freiheitsstatue vorbeifahren zu sehen.

„Die mächtige See liegt glatt wie ein Spiegel. Ein Kutter ruht nahezu regungslos mit seewärts genehmetem Kiel.“
Alle Segel haben sie gefeßt und folgten dennoch kaum merklich von der Stelle. Windstille trauert und ächzt es um die Masten und hoch oben in den Masten, wenn ein zaghafter Hauch in der schwülen Luft regt wird.
Der Kapitän, oder Rostromo, wie er in der Schiffsprache heißt, steht mit getreuten Armen und blickt festsicher gegen Osten. Dort zieht sich ein dunkelblauer Streifen am Horizont hin, das Land, die griechische Küste, die ihnen seit einem Tag im Rücken liegt und nicht verschwinden will. — Zwar führt der „Senofonte“ keine Waren, die verderben können; Bauhölzer lagern an Deck und trodene Häute im Lagerraum. — Aber Zeit ist Geld!
Noch einmal schaut der alte Seemann in den fernelichten Nachthimmel auf, dann wandert er kopfschüttelnd zum Kompaßhäuschen hin und legt sich dort auf eine Bank. —
Stille einige Zeit. — Selbst das Knarren und Wechen im Taktelort hat aufgehört, da und dort hört man die regelmäßigen Atemzüge Schlafender. Auch der Rostromo schläft. Am Hinterdeck ist sich ein schwarze Gestalt vom Boden und schleicht zum Kompaßhäuschen, betrachtet den Rubenden einige Zeit und huscht dann auf nackten Sohlen lautlos weiter zu den anderen.
Er kennt ihre Plätze. Sechszehn Mann sind es. Jedem sieht er ins Gesicht, überall forsch er auf die Atemzüge. — Alle schlafen fest und tief. Nun klettert der Aufseher gegen das Vorderdeck, wie ein Raubtier zu Boden gebückt und bei jedem Geräusche innehaltend. —
Ein Schatten huscht an ihm vorbei — nichts! Nichts! nur eine Strickleiter fah, hat er verschluckt.
Am Schiffe bleibt es still. —
Endlich ist er am Vorderdeck angelangt und sieht die andere Wache wenige Schritte vor sich am Boden niedergebückt. Sorgsam niedergebückt schleicht er sich hinter drei mächtige Wachen, die ihn vollkommen bedecken.
Da rauscht es über ihm und eine Wölfe läßt sich am Ende des obersten Balkens nieder. So nahe sieht sie ihn, daß er sie mit der Hand greifen könnte. Wenn er sie zu fassen vermöchte, fest und sicher, daß sie zu seinem Schrei mehr Zeit hätte! Doch das wäre gewagt; ihr Flattern und Flügelgeschlagen müßte ihn verraten.
Er hält den Atem an und mißt die Entfernung mit den Augen, nimmt das Messer in die Rechte und schnell mit einem hurtigen Sprunge vor. Er geht der andere noch recht den Kopf gewendet, steckt die Waffe in seinem Riemen, und er sinkt lautlos zusammen.
Der Mörder hat alles vorbereitet, alles bedacht. Er achtet, daß kein Tropfen Blut den Boden bespritzt, verstopft die Wunde des Ermordeten und reinigt das Messer mit einem Lappen, den er darauf fest zusammengeballt mit kräftigem Schwünge ins Meer schleudert.
Die Wölfe, zum zweiten Male aufgeschreckt, umfliegt ihn wührenddessen, stößt dazu ihre beifernen, treisprechenden Schreie aus und kommt ihm einmal so nahe, daß er mit der Faust nach ihr schlägt. —
Der Mörder mißt bei der Leiche und arbeitet mit zitternder Hand. Sein erster Griff gilt dem blauen Gürtel des Genorudenten. Er zieht das Gewebe prüfend durch seine Finger, reißt es endlich entzwei und holt einige Papiertüten heraus, die er ängstlich zu sich steckt. Dann umwindet er den Toten unter den Armen mit einem Seile, schleift ihn zur Bordwand und läßt ihn hinab in die stille See, deren schwarzes Wasser sich fast lautlos über den Ocker schlief.
Eine Viertelstunde später sieht der Täter wieder am Hinterdeck auf seinem Platze. Sein Puls geht um keinen Schlag schneller, die Brust hebt sich ruhig wie sonst. Er fühlt keine Gefahr, es gibt kein Zeichen, das ihn verraten könnte, keines!
Jetzt treibt seine Wange ein Luftzug, ein dunkler Körper saust vorbei. Die Wölfe sent sich in seiner Nähe auf die Bordwand; es ist, als sei sie ihm hierher gefloht.
„Dummes Vieh!“ murmelt er und verstaubt sie. Reifend steigt sie in die Höhe und schwebt unausgesetzt über dem Hinterdeck.
Die Sterne erlöschen, in dem Taktelort beginnt es zu flüstern und zu säuseln, die Brise wird härter und härter. Gut, denkt er, wir kommen von der Stelle! Der blaue Gürtel, der blutige Lappen könnten noch in unserer Nähe weilen. Ich hätte Eisenstücke hineinwerfen sollen, doch nun geht es auch so.
„Ho, Achille!“ Der Rostromo kommt auf ihn zu.
„Ja, Herr, Wind!“

„Wo der andere ist, frag' ich Dich!“
„Ja, er fehlt!“ —
Alle sind auf den Beinen. Sie manövrieren in den Segeln, der „Senofonte“ schneidet eine funkelnde Lichtfurche in die See, deren muntere Wellen schiffblau im Morgensonnenschein aufleuchten.
Die griechische Küste ist nach zwei Stunden nicht mehr sichtbar.
Sonn arbeiten sie schweigend, diesmal aber sprechen sie, sprechen unausgesetzt, sobald ihrer zwei gemeinsam hantieren. Achille sucht das Gespräch nicht zu meiden. Er erzählt jedem unangefordert, daß er den Verschwundenen knapp vor dem Einfallen der Brise noch am Vorderdeck haben gesehen und mit ihm vor Beginn ihrer Nachtmache eine Flasche schweren griechischen Wein geleert habe. Mehr wisse er nicht.
Keiner zweifelt, daß der Verschwundene am Meeresgrunde ruht, keiner hat an eine Ausfahrt des Bootes gedacht, als das Fehlen eines Mannes entdeckt worden war, auch nicht der Rostromo. Würde einer bloß zufällig über Bord gefallen sein, stundenlang hätte er dem langsam fahrenden Segler folgen können; er hätte geschrien, sein Sturz, sein Ruf wären in der stillen Nacht von der ganzen Besatzung gehört worden.
Alle wissen es: hier war Gewalt am Werke, ein Mörder ist unter ihnen. —
Ihre drei sitzen um die Mittagstunde bei Potemta und Rotwein, Achille darunter.
Der Rostromo tritt zu ihnen.
„Leute“, beginnt er, sie mit stehenden Blicken ausstehend, „ich hab es euch: den anderen gesagt, ich sag es euch: wir geben in Bari nicht ans Land, wir gehen nicht ans Land, bis nicht die Karabinieri an Bord waren. Ihr alle wißt, wie es steht. Der uns fehlt, führte fünfshundert Franken mit sich, die er im Hafen von Korfu von dem närrischen Engländer erhalten hat, dafür schalten hat, daß er das Kind aus dem Wasser zog. Es war nichts; er kam zufällig hin, brauchte nur die Hand auszufahren; kümmert uns aber nicht. Die fünfshundert Franken waren sein.“
„Einer springt mit blühenden Augen vom Boden auf.“
„Herr, distanzier uns!“
Der Rostromo saßt ihn beim Arm; er kennt die Bewegung, er kennt seine Leute. „Ich bin kein Richter, ich führ mein Schiff! Suchen und ausfragen mögen andere! Seine Sachen hab ich einsteifen eingeliefert und nichts nachgesehen. — Laßt mir meinen Frieden, ich laß euch den euren! Wollt euch das nur sagen, daß ihr wißt, wie es bei der Landung sein wird.“
Und er geht. Jedes Wort war überlegt; ist er doch allein mit ihnen zwischen Himmel und Wasser.
Die drei essen und trinken schweigend, alle sind sich einer plötzlichen Hebe.
Achille erhebt sich und deutet mit der Hand.
„Was gibst?“ fragt sein Nachbar.
„Das Vieh dort,“ antwortet er, „das Vieh ist seit Korfu mit uns, wobei er auf die trügende Wölfe blickt, die knapp vor ihnen am Lauwer steht.“
„Sie schauen ihn verständnislos an.“
„Und —?“
„Nichts, ich meine nur — —“ sagt er. Zum ersten Male stockt seine Stimme ein wenig. Obwohl sie nichts weiter sprechen, führt er ihre Blicke, ihren Verdacht. Gerade das bedauerliche Schweigen der beiden wird ihm unerträglich, fürchterlich. Bei der Arbeit verfolgen ihn die Gedanken an die Vistierung. Die Genorudenten werden den ganzen Segler durchsuchen, jedes Kleidungsstück abfüßeln und seine fünfshundert Franken finden, die er durch ein kleines Loch unter das Futter seiner Wölfe geschoben hat! — Soll er sie hervorholen und über Bord werfen? — Soll er sie — Ja, da fliegt sie wieder! — Er versucht ein verächtliches Lächeln: — Was ist daran? Es geschieht hundert Male, daß diese Wölfe den Schiffen weit ins Meer folgen! Und dann: Vieh ist Vieh. Das lebt, um gefunden und gepflegt oder aufgetreten zu werden, hat keine Sprache, seine Seele — nur ein Vieh! — Sie läßt ihm nun ganz nahe, so nahe, daß er ihr Auge sehen kann. Noch nie ist es ihm eingefallen, in ein Tierauge zu schauen, aber dieses schwarze, glänzende Augenpaar starrt er an, unverständlich, scheint es doch geradezu auf ihn gerichtet zu sein — habe! Als ob sich ein Vieh den Kopf schmeiße!
„Achille, rühr Dich! Geh, zum Teufel, an Deine Arbeit!“ — Die Stimme des Rostromo bringt ihn zu sich.
Er schafft für zwei. Nur manchmal blickt er auf, wenn es über ihm in der Luft mit hellerer Stimme treifft und trätzt.
Gegen Abend scheint er sich fester zu fühlen und spricht ruhig mit den Arbeitsgenossen. Eine meisterliche, aber gewalttätige Beherrschung leitet ihn dabei, denn seine Angst wächst, die Tobenangst vor der Landung, j schneller und sicherer der Segler vorwärts fliegt. Er glaubt es aus den Augen, aus jedem Worte der anderen herauszuhören, daß sie von seiner Schuld jetzt überzeugt sind und zu den Genorudenten sagen werden: Der dort ist's! Der! Was ist ihm! —
Nachts liegt er zwischen zweien, die wie er vor Mitternacht Kraft haben. Lange vermag er keinen Schlaf zu finden, weil er aus dem Pfeifen des Windes, aus jedem Knarren im Taktelort den schrillen Schrei hört, der ihm um seine Wölfe bringt. Als er endlich einnickt, beginnt er zu träumen. Er träumt von einem Zug bleicher, abgemagerter Sträflinge, die, an eine gemeinsame Kette gefesselt, mühsam einbergehen und ihm mit ihren schwarzen Augen unausgesetzt anstarren. Dann tauchen zwei Genorudenten neben ihm auf, geben die er sein Messer zieht —
„Go! was gibst bei Dir?“ schreit es neben ihm; er hat seinen Nachbar mit der Faust getroffen.
„Ich habe getrunken,“ murmelt er. „Veg Dich wo anders hin!“ sagt der zweite.
Achille runzelt die Stirne und schießt ihn an:
„Warum darf ich nicht bei euch da liegen?“
„Weil wir unsere Ruhe haben wollen!“
„Das kann jedem geschehen, daß er träumen muß!“
„Sie antworten nicht mehr, und er sucht sich selbst einen Platz. Die Müdigkeit übermannt ihn; er schläft, er träumt weiter; doch die Bilder setzen sich nicht fort; neue steigen vor ihm auf, seltsame Bilder, wie sie in seinen wenigen Träumen sonst niemals über ihn kamen.
Schatten sind es gewiß, die unter den blühenden Sternen lautlos dahinzugehen, immer näher und näher heranzugehen und schließlich als riesenhafte Vögel das Schiff umtraufeln. Das Wesen ihres Flügelgeschlages streift seine Wangen, sie schauen mit schwarzen, funkelnden Augen auf ihn herab und stoßen mit ihren Schnäbeln gegen seine Brust. Die Luft ist von ihrem gelben Geschiefe erfüllt, und aus dem dunklen Wasser ruft es mit gurgelnden, jammervollen Lauten zu ihm herauf. Vergeblich mißt er sich, die Einbringlinge abzuwehren und aufzuspringen. Endlich gelingt es ihm —
Er steht auf sich. Die Rufe verstummen nicht, die Riesenvögel bleiben um ihn. Überall sieht er sie. Sie kreifen um die Masten, sie sitzen auf den Tauern und umflattern seinen Kopf. In wahnwüthiger Angst rennt er zum Rostromo:
„Herr! Herr! Laßt mir euren Revolver! Schnell!“
„Wogu —?“
„Nur eine von diesen Bestien will ich umbringen! Nur eine wenigstens!“
„Von welchen Bestien?“
„Dort — seht Ihr sie nicht? Da ist wieder eine! Gebt mir die Waffe!“
„Achille, schau mir ins Gesicht,“ sagt der Rostromo, ihm beim Handgelenk fassend. „Wovon redest Du?“
„Laßt mich! Von den Vögeln red ich! — Hört dort unten! Wie er schreit! Das ist er! Holt ihn herauf!“
„Wen —?“
„Der Tolle hat sich losgerissen und freit sich und schlägt mit den Fäusten in der Luft herum.“
Alle sind aufgesprungen und verfolgen seine Bewegungen. Zu gleicher Zeit beginnt es in den Masten zu heulen, der Wind wird zum Sturm. —
„Die Segel ein!“
Sie stürzen auf ihre Plätze; nur einer kümmert sich nicht um den Kommandobruf.
Er schreit vor sich hin, greift mit den Händen ins Leere, als gäke es etwas Führendes zu fassen, setzt über Balken und Bretter hinweg und erschlettert plötzlich eine Strickleiter, wobei er mit der Rechten nach oben deutet.
„Im selben Augenblicke trifft der Sturm den Segler am Backbord mit voller Wucht, so daß er sich zur Seite neigt und weißer Gischt über das Deck hinprallt. Den oben saßt die Gewalt dieses Stobes und schleudert ihn im weiten Bogen mit hinein in die giftenden Schaumtoren.
Sein Kopf taucht zwischen den brauenden Wellen auf; ein gelbender Hülserf übertrifft das Rauschen des Meeres und das Heulen des Sturmes.
„Mann über Bord! Beiboot hinab!“ brüllt der Rostromo.
Die sieben Kerle stehen wie mit einem Schlag um ihn, doch keiner rührt eine Hand.
„Beiboot, sag ich —“
Der Letzte unterbricht ihn: „Wir lassen den Boot hinab! Befehlt los, was Ihr wollt, wir tun's. Der dort unten aber bleibt, wo er ist.“
„Ihr weigert euch?“
„Ja!“ — Alle niden, ihre Blicke funkelnd fragend aus den braunen Gesichtern.
„Gut, sagt der Rostromo, „so geht an eure Arbeit.“ Das letzte „el ein!“
Und das stolze Schiff fliegt mit unverändertem Kurs durch die heulende Sturmflut.

Die Wölfe.
Von Karl Franz.

Die mächtige See liegt glatt wie ein Spiegel. Ein Kutter ruht nahezu regungslos mit seewärts genehmetem Kiel. Alle Segel haben sie gefeßt und folgten dennoch kaum merklich von der Stelle. Windstille trauert und ächzt es um die Masten und hoch oben in den Masten, wenn ein zaghafter Hauch in der schwülen Luft regt wird. Der Kapitän, oder Rostromo, wie er in der Schiffsprache heißt, steht mit getreuten Armen und blickt festsicher gegen Osten. Dort zieht sich ein dunkelblauer Streifen am Horizont hin, das Land, die griechische Küste, die ihnen seit einem Tag im Rücken liegt und nicht verschwinden will. — Zwar führt der „Senofonte“ keine Waren, die verderben können; Bauhölzer lagern an Deck und trodene Häute im Lagerraum. — Aber Zeit ist Geld! Noch einmal schaut der alte Seemann in den fernelichten Nachthimmel auf, dann wandert er kopfschüttelnd zum Kompaßhäuschen hin und legt sich dort auf eine Bank. — Stille einige Zeit. — Selbst das Knarren und Wechen im Taktelort hat aufgehört, da und dort hört man die regelmäßigen Atemzüge Schlafender. Auch der Rostromo schläft. Am Hinterdeck ist sich ein schwarze Gestalt vom Boden und schleicht zum Kompaßhäuschen, betrachtet den Rubenden einige Zeit und huscht dann auf nackten Sohlen lautlos weiter zu den anderen. Er kennt ihre Plätze. Sechszehn Mann sind es. Jedem sieht er ins Gesicht, überall forsch er auf die Atemzüge. — Alle schlafen fest und tief. Nun klettert der Aufseher gegen das Vorderdeck, wie ein Raubtier zu Boden gebückt und bei jedem Geräusche innehaltend. — Ein Schatten huscht an ihm vorbei — nichts! Nichts! nur eine Strickleiter fah, hat er verschluckt. Am Schiffe bleibt es still. — Endlich ist er am Vorderdeck angelangt und sieht die andere Wache wenige Schritte vor sich am Boden niedergebückt. Sorgsam niedergebückt schleicht er sich hinter drei mächtige Wachen, die ihn vollkommen bedecken. Da rauscht es über ihm und eine Wölfe läßt sich am Ende des obersten Balkens nieder. So nahe sieht sie ihn, daß er sie mit der Hand greifen könnte. Wenn er sie zu fassen vermöchte, fest und sicher, daß sie zu seinem Schrei mehr Zeit hätte! Doch das wäre gewagt; ihr Flattern und Flügelgeschlagen müßte ihn verraten. Er hält den Atem an und mißt die Entfernung mit den Augen, nimmt das Messer in die Rechte und schnell mit einem hurtigen Sprunge vor. Er geht der andere noch recht den Kopf gewendet, steckt die Waffe in seinem Riemen, und er sinkt lautlos zusammen. Der Mörder hat alles vorbereitet, alles bedacht. Er achtet, daß kein Tropfen Blut den Boden bespritzt, verstopft die Wunde des Ermordeten und reinigt das Messer mit einem Lappen, den er darauf fest zusammengeballt mit kräftigem Schwünge ins Meer schleudert. Die Wölfe, zum zweiten Male aufgeschreckt, umfliegt ihn wührenddessen, stößt dazu ihre beifernen, treisprechenden Schreie aus und kommt ihm einmal so nahe, daß er mit der Faust nach ihr schlägt. — Der Mörder mißt bei der Leiche und arbeitet mit zitternder Hand. Sein erster Griff gilt dem blauen Gürtel des Genorudenten. Er zieht das Gewebe prüfend durch seine Finger, reißt es endlich entzwei und holt einige Papiertüten heraus, die er ängstlich zu sich steckt. Dann umwindet er den Toten unter den Armen mit einem Seile, schleift ihn zur Bordwand und läßt ihn hinab in die stille See, deren schwarzes Wasser sich fast lautlos über den Ocker schlief. Eine Viertelstunde später sieht der Täter wieder am Hinterdeck auf seinem Platze. Sein Puls geht um keinen Schlag schneller, die Brust hebt sich ruhig wie sonst. Er fühlt keine Gefahr, es gibt kein Zeichen, das ihn verraten könnte, keines! Jetzt treibt seine Wange ein Luftzug, ein dunkler Körper saust vorbei. Die Wölfe sent sich in seiner Nähe auf die Bordwand; es ist, als sei sie ihm hierher gefloht. „Dummes Vieh!“ murmelt er und verstaubt sie. Reifend steigt sie in die Höhe und schwebt unausgesetzt über dem Hinterdeck. Die Sterne erlöschen, in dem Taktelort beginnt es zu flüstern und zu säuseln, die Brise wird härter und härter. Gut, denkt er, wir kommen von der Stelle! Der blaue Gürtel, der blutige Lappen könnten noch in unserer Nähe weilen. Ich hätte Eisenstücke hineinwerfen sollen, doch nun geht es auch so. „Ho, Achille!“ Der Rostromo kommt auf ihn zu. „Ja, Herr, Wind!“